

MDC-Report

Zeitschrift des Max-Delbrück-Centrums
für Molekulare Medizin (MDC) Berlin-Buch
9. JAHRGANG, NR. 1/2001

„Wozu braucht ihr noch Professoren?“

„Berlin Humboldt School on Structural Biology“ - Doktoranden suchen Alternativen zu herkömmlichen Konferenzen

Die Idee erwuchs aus Unzufriedenheit. Der Workshop 1999 des Graduiertenkollegs „Modellstudien“ war aus Sicht der teilnehmenden Doktoranden ziemlich misslungen. Die von Remo Rohs geäußerte Kritik brachte dem Diplom-Physiker vom MDC prompt die Aufforderung ein, es im Jahr darauf besser zu machen. Ohne Zögern suchte sich der Doktorand Unterstützung bei seinen Mitkollegiaten an der Humboldt-Universität, der Freien Universität Berlin, der Universität Potsdam, dem Forschungsinstitut für Molekulare Pharmakologie (FMP) und dem MDC. In diesen Instituten arbeiten die jungen Wissenschaftler an der Aufklärung der Struktur und Funktion bio-

logisch relevanter Moleküle, unter anderem für die moderne Medikamentenentwicklung. Für den Workshop 2000 hatten sie sich vorgenommen, die neuesten Ergebnisse aus diesem hochaktuellen Forschungsgebiet über ihr Graduiertenkolleg hinaus einem studentischen Publikum zugänglich zu machen. Statt eines internen Workshops wollte man unter Betonung des Ausbildungscharakters gleichzeitig eine Alternative zu hochspezialisierten Fachkonferenzen aufzeigen. Die „Berlin Humboldt School on Structural Biology“ sollte Wilhelm von Humboldts Grundprinzip der Einheit von Lehre und Forschung Rechnung tragen.

(weiter S. 42)



Prof. Bhyravabhotla Jayaram vom Indian Institute of Technology aus New Dehli im Gespräch mit einer Studentin. Im Anschluss an den Workshop hatte er gemeinsam mit weiteren Referenten aus Israel, den USA und Frankreich für einige Tage das MDC besucht.

Zu der zweitägigen Veranstaltung im November 2000 waren 15 international renommierte Wissenschaftler geladen. „Die Rednerliste kann sich wirklich sehen lassen“, meinte Dr. Hermann Fröhlich von der Boehringer Ingelheim Stiftung, die diese Veranstaltung großzügig gefördert hatte. „Es hat mich sehr beeindruckt, dass die Initiative hier nicht von den Sprechern des Graduiertenkollegs oder den Betreuern kam, sondern die Doktoranden ihr Geschick selbst in die Hände genommen haben“, sagte er anerkennend. Das Graduiertenkolleg hatte zusätzlich zu den Geldern der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) von pharmazeutischen Firmen, den Berliner Universitäten und außeruniversitären Instituten finanzielle Unterstützung erhalten, um den Studenten und Wissenschaftlern aus zwölf Ländern eine kostenlose Teilnahme zu ermöglichen und den Vortragenden ein kleines Honorar zahlen zu können. Auch der Präsident der Humboldt-Universität, Prof. Jürgen Mlynek, würdigte bei der Eröffnung der Berlin Humboldt School am 23. November die Eigeninitiative und organisatorische Leistung der Doktoranden. Sie hätten gezeigt, dass man Nachwuchskräften schon früh Verantwortung übertragen könne.

Kluft zwischen Anspruch und Umsetzung

Die Vortragszeit wurde mit 40 Minuten gegenüber üblichen Konferenzen verdoppelt. Die Referenten sollten sich Zeit nehmen, gut verständlich je eine Methode der Strukturbioogie zu erläutern und über ihre eigenen Forschungsergebnisse zu berichten. Anschließend waren jeweils zehn Minuten für Diskussionen reserviert. Die Vortragenden hatten sich

sehr um Transparenz und Verständlichkeit bemüht und gleichzeitig ein hohes fachliches Niveau gehalten. In den Diskussionsrunden zeigte sich aber noch deutlich die Zurückhaltung der jungen Leute und die kaum verminderte Dominanz von Betreuern und Professoren. „Vor allem die Sprecher haben die offene Atmosphäre geschaffen und sich sehr um Gespräche mit Studenten bemüht“, meinte Remo Rohs. Auch Prof. Kurt Wüthrich von der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich fand das Niveau der Vorträge erfreulich hoch. Er meinte aber, dass man mehr als eine Stunde bräuchte, um Studenten auf verständliche Weise an ein Gebiet heranzuführen und dazu noch einen Einblick in die neueste Forschung zu geben. „Es müsste vielmehr so sein, dass wenige Redner eingeladen werden, die dann zwei oder drei Vorträge zu ihrem Gebiet halten, dies aber in pädagogisch vernünftiger Weise.“

Den Organisatoren war dieses Problem nicht entgangen, was jedoch ihre Zufriedenheit mit der Veranstaltung nicht schmälerte. „Der Abstand zwischen Wissenschaftlern und Studenten war deutlich geringer als auf anderen Konferenzen“, brachte Remo Rohs den Erfolg auf den Punkt. Der erste Schritt in die richtige Richtung wäre gemacht. Nicht nur die Organisatoren, auch die Redner meinen, dass weitere Veranstaltungen folgen sollten. Die Doktoranden hoffen, dass die Universitäten und die DFG solchen Projekten in Zukunft nicht nur finanzielle, sondern auch konzeptionelle Unterstützung bieten. Dann würde sich die Frage einer der Vortragenden „Wozu braucht ihr noch Professoren?“ vielleicht erübrigen.

Beate Richter